

7 Heimkehr

Schwarzweißgrün. Die Fachwerkhäuser seiner Heimat zogen am Kutschfenster vorbei. Schwarzweiß wie die Seelen der Menschen. Grün wie das Gras, das zu ihren Füßen entsprang, dachte Louis. In seinen Händen wanderte sein neumodischer Stock von einer Hand zur anderen. In Berlin war das selten gewordene Fachwerk mit Ziegel aus-gefüllt. Am Brunnen wuschen Mädchen Kartoffeln und Kohl. Louis winkte und wunderte sich. Warum grüßten sie nicht? Er war doch nur eineinhalb Jahr fort. Die längste Zeit seines Lebens, aber so sehr verändert hatte er sich nicht. Mit Ausnahme der Studentenmütze auf seinem Kopf. Er schob sie in den Nacken und griff anschließend das Flechtband an seiner Rocktasche. Adeline, seine kleine Schwester, hatte eine ihrer blonden Strähnen fassen lassen und ihm zur Prüfung geschenkt: „Viel Glück!“ schrieb sie. Den Brief trug er in seiner Brusttasche. „Komm schnell heim!“ Er sah sie schon in seine Arme fliegen. Oder machten Dreizehnjährige das nicht mehr?

Am Ende des Bands erschien eine Taschenuhr. Im schimmernden Deckel prüfte er Scheitel und strich über den Oberlippenbart. Seine rotgeränderten Augen brannten von der mehrtägigen Reise.

„Siehst gut aus.“ Wilhelm, der mitreisende Kaufmann, lachte. „Eines Arztes angemessen. Grüß’ ...“ Er hustete.

„Wen?“ Louis wandte erstaunt den Blick.

Wilhelm winkte ab. „Wirst’ noch früh genug erfahren.“ Er sah zur anderen Fenster hinaus.

Woher kannte der neue Freund seine Familie, dachte Louis kurz. Doch dann zog er das Fenster hinab. Der Hufschlag auf dem Pflaster klang wie Applaus, ein Hahn schrie, die Glocken stimmten ein. Ein Schauer rieselte über seinen Rücken: An diesem 2. Juli 1845 endete seine Odyssee und das Leben begann. – Drei Tage zu spät.

2 Abschied

Kurz darauf stand er am Bett seiner Schwester. Adelines Gesicht schimmerte wie Marmor zwischen ihrem goldgelben Haar, die Lider ruhten über den Augen.

„Lily!“ flüsterte er. „Wach auf, Adeline.“

„Sie wacht nicht mehr.“ Die Stimme der Mutter klang wie ferner Glockenschlag, der zwischen den Wänden verhallte.

Da sah Louis die schwarzen Schleifen am Hemd auf ihrer Brust. Er sank auf die Bettkante und fasste ihre Hand. Kalt, so kalt wie im Sektionssaal, an dessen Fernstern der Frost emporkroch. Louis öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Seine Zunge klebte am Gaumen wie nach einer durchzechten Nacht in Auerbachs Keller.

„Wie?“

„Nervenfieber“, flüsterte die Mutter. Sie stand in der Tür und bewahrte Haltung.

„Typhus? Hatte sie doch schon.“ Er rang nach Atem, schob ihren Ärmel hoch, suchte den Puls und betastete die rotblauen Livores, die Totenflecken, auf der Unterseite ihres Arms. Vorsichtig bewegte er ihr Handgelenk. Die Starre war bereits gewichen. Mindestens drei Tage, rechnete sein Verstand. Dann sah er die langen, graugestreiften Fingernägel und runzelte die Stirn. So etwas hatte er bei den toten Gerbern im Sektionssaal gesehen. Er hob den Blick.

„Sonntag um elf“, wisperte die Mutter.

Louis ließ den Kopf hängen. Dann hätte sie heute beerdigt werden müssen. Adelines Züge verschwammen. Ein Tropfen fiel auf ihre Wange. Louis blinzelte. Er rollte über ihre Haut wie frischer Morgentau.

„Dein Prinz kam hundert Jahre zu spät,“ murmelte er.

„Komm“, sagte die Mutter. „Es ist genug.“

Er schluckte und schüttelte den Kopf. „Ich möchte noch bleiben.“

„Geh deinen Weg. Manchmal ist es besser, nicht zu wissen, was hinter verschlossenen Türen geschah.“

Doch er stand auf, ging zum Fenster und schob die Vorhänge beiseite. Die Sonne stand

im Westen. Hinter ihm fiel die Tür ins Schloss.

Das Fenster ließ sich ohne Entriegelung aufziehen. Die frische Luft, der abendliche Gesang der Amseln tat ihm wohl.

Er zog die Uhr hervor und setzte sich erneut an Adelines Seite. Nichts, nicht der kleinste Beschlag.

Frorieps Worte in Berlin echoten in seinem Kopf: „Der Tod, meine Herren, gibt sich nicht immer eindeutig zu erkennen...“

Er streichelte ihren Arm. „Lieber Gott, bitte nimm sie mir nicht weg.“

Plötzlich hörte er sie lachen, hemmungslos und schadenfroh, wie als Kind. Wieso hatte der Tod sie geraubt an der Schwelle zur Frau? Warum hatte ihn niemand benachrichtigt? Eine Woche dauerte der Brief nach Berlin, express zurück vier Tage, blieben vier Wochen, um das Fieber mit der Kaltwassertherapie zu besiegen.

Er hob die Bettdecke und befühlte ihren Bauch. Flach und weich, statt aufgedunsen und hart. Dann die klare Schrift im Brief in seiner Brusttasche. Das konnte doch kein Typhus sein.

An einem Morgen vor fünf Jahren, nachdem er durchs Abitur gefallen war, war die neunjährige Adeline in sein Zimmer gestürmt und hatte die Zeitung über dem Kopf gewedelt.

„Du musst das verhindern!“ hatte sie geschrien. Er hatte lieber sterben als aufstehen wollen und sich das Solinger Intelligenzblatt gekrallt, um Ruhe zu haben. Aber sie zog so lange an seiner Bettdecke, bis er las, dass ein zehnjähriges Mädchen lebendig begraben worden war, und nur die betenden Freundinnen am Grab sie gehört und Hilfe geholt hatten.

„Du musst Arzt werden, versprich’s.“ Er hatte es versprochen und noch ein weiteres Jahr auf dem Kölner Gymnasium verbracht. Und nun war er Arzt.

Er streifte die Umhängetasche ab, zog ein Hörrohr heraus und stellte es auf ihre Brust.

Stille.

Seine Kehle zog sich zusammen. Ein Laut zwängte sich hindurch, tief und fremd. Schütteln erfasste seine Schultern. Er schloss die Augen, und seine Stirn sank auf die der Schwester. Dort tauchte das Gesicht eines Laborassistenten vor seinem inneren Auge auf. Die Hand auf Louis' Schulter. „Ich könnte deine Promotion beschleunigen.“ Louis fuhr auf. Damals hatte er sie abgeschüttelt, und der Assistent hatte andere Studenten gefunden.

„Verzeih mir, Lily.“

Die Türklinke quietschte. Der Vater stand im Rahmen. „Geh. Ich will allein sein mit ihr.“

Als läge ein Joch auf seinen Schultern, richtete sich Louis langsam auf. „Ich habe den Bremser'schen Apparat ...“ Damit hatte Virchow die Wirkung der Elektrizität auf Verstorbene gezeigt. Einmal hatte die Leiche die Augen geöffnet und geschrien.

Der Vater schüttelte den Kopf: „Geh. Lass dich rasieren.“

Louis stöhnte, trat in den Flur und schloss die Tür.

3 Abendessen

Auf dem Flur vor Adelines Zimmer blieb Louis stehen. Ein kalter Hauch streifte sein Gesicht wie unsichtbare Finger. Er lehnte sich gegen die Wand, schloss die Augen und roch einen Hauch von Lavendel, mit dem man die Toten umgab. Die Finger fühlten Kerben im Türrahmen, mit denen der Vater früher ihre Größe markiert hatte.

Dann krampfte sein Magen krampfte, erst vor Trauer, dann ein verräterisches Knurren. Wie absurd, an Essen zu denken. Adeline würde nie wieder ... Er richtete sich auf. Drei Tage und Nächte in der Postkutsche ohne anständige Mahlzeit. Unten klirrte Geschirr. Das Leben ging weiter, unbarmherzig gegenüber einer zerstörten Welt.

Mit jedem Schritt die Treppe hinab entfernte er sich von ihr – und von dem Jungen, der er gewesen war.

Am Kleiderständer hörte er statt der Magd die Stimme eines Jünglings: „*Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz saß er wie über das Mädchen seiner ersten Liebe, und legte ihr den Mund zurecht und küsste sie. Die Mutter, un-
gesehen hinter seinem Stuhle, säumte, die Lust der himmelfrohen Versöhnung, die ihm
in seinem Hause geworden war, zu stören.*“ Louis erstarrte. Da kratzte ein Schlüssel im Schloss hinter ihm. Die Mutter schob sie auf und trat ein, von Parfüm und Straßentaub umhaucht. Der Pelzkragen stand ihr, war aber zu warm für diese Jahreszeit. Sie trat ins Esszimmer, in dem für vier Personen gedeckt war, und rief: „À table, s’il vous plaît.“

Louis folgte, um ihr den Mantel abzunehmen.

„George Sand ist wunderbar“, sagte sie mit einem Blick auf den Bücherstapel am Fenster und die Stielbrille darauf.

„Trauerst du nicht?“

Sie seufzte. „Es ist viel passiert. Sie war ein Papakind.“

„Was - ist passiert?“

Die Mutter strich ihm über die Wange. „Manchmal ist es besser, nicht zu wissen, was hinter verschlossenen Türen geschah.“ Dann wandte sich ab. „Mach’s wie die Sonnenuhr, zähl die schönen Stunden nur, hat Louise Berg zu mir gesagt, als sie General Soult heiratete und ich ihr Blumenkind.“

„Ich weiß, Mutter, aber ...“

Sie deutete auf die Stielbrille. „Sie steht mir, meint Does.“

„Wer ist Does?“

„Unser Patensohn, Theodor Troost,“ rief sie vom Flur. „Der Vollwaise. Er hat das Abitur geschafft und kämpft nun mit seinem Onkel, weil er nicht Kaufmann werden will.“

Dann stieg sie die Treppe hinauf.

Louis hingte ihren Mantel, der viel zu warm für die Jahreszeit war, am Kleiderständer auf und trat in die Küche. „Wer war das, Clara?“ raunte er der Magd zu.

„Dores?“

„Nein, der Kerl, der eben bei dir war.“

Sie zerstampfte die Kartoffeln in der Suppe. „Der Apothekerlehrling hat Arzneien gebracht.“ Sie summt vor sich hin.

Louis griff nach der Papiertüte auf dem Küchentisch. Mundwasser, Abführpillen, Motenkugeln.

„Seit Jahrzehnten führe ich den Haushalt. Vertraust du mir etwa nicht?“

Louis senkte Blick und Ton. „Doch, natürlich.“

Clara wischte sich die Hände an der Schürze ab. Seit Louis denken konnte, hatte sein Vater Amalia Clarenbach „Clärchen“ genannt. Ihre Autorität in der Küche hatte nie jemand bezweifelt – auch nicht die Mutter.

„Wenn ich sage, es war der Apothekerjunge, dann war er es.“

„Ja sicher“, sagte Louis und nahm sich vor, den alten Apotheker, der auch Adelines Taufpate war, bei Gelegenheit zu besuchen.

„Erzähl mir von Adeline.“

Clara zog die Brauen zusammen. „Ich hatte frei, als sie starb. Dein Vater will nicht, dass man über sie redet.“

„Warum?“

„Na, Dis..., dings, Verschwiegenheit.“

„Ich gehöre doch zur Familie.“

Clara rührte und rührte. „Sie war seine ständige Begleiterin, sein Liebling, intelligent über ihre Jahre hinaus, liebte ihn mit einer Zuneigung, die über die gewöhnliche Liebe einer Frau hinausging.“

Louis zog den Nacken zurück. „Sagt man das?“

Clara nickte. „Und so soll sie auch in Erinnerung bleiben.“

„Ein bisschen dick, oder?“

„Ich?“

„Nein, der Spruch. Übertrieben.“

Clara zuckte die Schultern.

Louis spürte einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Aus ihren Briefen wusste er, dass Adeline anders dachte. Seit der Vater ihm vor zwei Jahren die Hochzeit mit Fanny verweigerte, war ihre Bewunderung für den Vater dahin.

„Du könntest bei mir arbeiten, sobald ich eine Wohnung habe.“

Sie rümpfte die Nase. „Bin zwar schon dreißig und mager, aber, ob du’s glaubest oder nicht, ich bin verlobt.“ Sie summte wieder ihr Lied.

„Glückwunsch. Darf man fragen, mit wem?“

Clara schüttelte den Kopf.

Die Melodie kam Louis bekannt vor. Ein Kinderlied? Doch es erinnerte ihn auch an Berlin, ein Klavierkonzert mit Kompositionen zu Goethes Faust. Die Noten hatte er Adeline mitgebracht. Aber woher sollte Clara ...?

„À table“, rief die Mutter erneut, und, als hätte Louis’ Bruder darauf gewartet, trommelten seine Schritte die Treppe hinab.

Während des Essens herrschte Stille. Nachdem der Vater das Besteck beiseitegelegt hatte, erzählte er von einer schottischen Patientin, die durch’s Fenster in sein Sprechzimmer geklettert sei. Er habe sie auf demselben Weg hinaus komplimentiert. Und sein Konkurrent Dr. Bongard habe nun seinen Neffen Henrik, einen Tierarzt, geschickt, um ihm Kompetenzüberschreitung vorzuwerfen. Auch ihn habe er abgewiesen.

Louis zog die Brauen zusammen, aber die Mutter legte ihre Hand auf seine.

„Morgen, sieben Uhr, Beisetzung“, sagte der Vater tonlos und betupfte sich die Lippen.

„Mit Geläut, ohne Grabrede.“

4 Der erste Verdacht

Die Nacht war noch nicht gewichen, als Louis sich aus dem Bett wand. Adelines marmornes Gesicht hatte ihn nicht schlafen lassen. Wie einst in der Nacht, als der Sturm durch die Fensterritzen piff und sie zu ihm ins Bett getapst kam: „Hu, wir fliegen fort“, hatte sie geschrien, als der Wind an den Fensterläden rüttelte, und ihre kalten Füße an

seine Waden geschmiegt. „Lass uns nur recht fest halten.“ Dann war sie eingeschlafen, während er, der große Bruder, ihre Pausbäckchen betrachtete und dem Geruch feuchten Laubs nachsann.

Nun setzte er sich auf. Wo war der Geruch? In der Charité hatte alles Lüften, alles Waschen und Wischen nichts genutzt, um das Miasma zu vertreiben.

Er warf die Decke zurück, schlüpfte in den kalten Morgenrock und schlich auf nackten Füßen über den Flur. Nicht abgeschlossen, stellte er erleichtert fest und schob die Tür einen Spalt breit auf. Im fahlen Morgenlicht sah er, dass niemand Wache hielt, und trat ein. Das Fenster war geschlossen, und jetzt roch er es. Alter Käse und Ammoniak. Sie war gegangen. Im Bett lag nur noch ihre Hülle, wenn auch schön und ruhig, als ob sie schlief. Er ließ die Tür offen, damit ihm niemand Heimlichtuerei unterstellen konnte, und ging zum Fenster, dessen Riegel er nicht mal drehen musste, um es ohne Knarren und Kratzen, aufzuziehen.

Er beugte sich hinaus und sog die Morgenluft ein. Da sah er zwischen Blitzableiter und Regenfallrohr einen riesigen, rothaarigen Affen zu ihm heraufhangeln. Er schloss das Fenster zu schnell es ging, drehte sich zur Wand und rutschte hinab. So ein großes Tier hatte er im Tiergarten in Berlin gesehen. Einen Kommilitonen hatte es an die ‚Morde in der Rue Morgue‘ erinnert, die er vorlas. Darin berichtete die Zeitung über den brutalen Tod an einer alten Frau und ihrer Tochter in ihrem von innen verschlossenen Zimmer. Wie konnte der Täter entkommen? Als Louis einer ‚Menge Ruß ... im Kamin‘ hörte, hatte er „Der Schornsteinfeger!“ gerufen, was ihm die Anerkennung seiner Freunde einbrachte, zumal er später, als der Kamin zu eng sein sollte, bemerkte, dass diese Aussage von Personen anderer Berufsgruppen stammte. Aber schließlich identifizierte der intelligente Auguste Dupin einen Affen. Was für ein Unsinn! Ganz offensichtlich war es der Bankangestellte, der die junge Frau entführen wollte und zumindest die 4000 Francs in Gold mitgenommen hatte.

Ich bin wohl überreizt, dachte Louis und seufzte. Große Affen gab es in Gräfrath nicht. Höchstens saß mal ein kleiner auf der Schulter eines Schaustellers. Trotzdem hatten sie

Dupins Methode des Schauens und Schlussfolgerns in Berlin lange diskutiert. Schließlich war auch bei Krankheiten der Täter unsichtbar, wobei man bei Krätze und Kopfgrind gerade erst Milben dingfest gemacht hatte.

Er sah sich um. Auch Adeline war in einem Zimmer gestorben, auch wenn sie sich nicht eingeschlossen ... Sein Blick fiel auf die Tür. Innen steckte kein Schlüssel, aber außen. Wenn er erst nach ihrem Tod dorthin gelangt war – wozu?

Er rieb sich seine kalten Füße. Wo waren Adelines Schuhe? Nicht mal ihre Pantoffel standen unter ihrem Bett. Auch Holz- oder Lackschuhe waren nirgendwo zu sehen. Sein Herz setzte einen Schlag aus. Früher hatte der Vater die Schuhe weggenommen, wenn er Stubenarrest bekam. Dann spürte man vor allem den Verlust der Selbständigkeit, denn mit nackten Füßen liefen draußen nur die armen Kinder umher. Er wischte sich eine Träne von der Wange und ließ den Blick weiter gleiten. Im Dunkel unter ihrem Bett lag et-was. Er kroch hinüber und stieß mit spitzen Fingern auf etwas Kaltes, Glattes.

Ein kleines Braunglasfläschchen. Er hielt es ins Licht. „Fowlersche Lösung“ stand auf dem Etikett. Ein Kräftigungsmittel. Doch am Rand haftete eine dicke Salzkruste. Er holte ein Stofftaschentuch aus der Tasche seines Morgenrocks und wickelte es ein. Unten schlug ein Fensterladen auf. Louis lauschte. Wasser wurde hinausgeschüttet. Er sah sich nochmals um. Auf dem Waschtisch lag ein Schnepper, blutverkrustet. Der Vater war doch gegen Aderlass? Auch ihn wickelte Louis in ein Tuch und steckte ihn ein. Auf dem Sekretär lag die verzierte Feder, als hätte Adeline sie gerade erst beiseitegelegt. Wo waren seine Briefe und Bildkarten?

Die Treppe knarrte unter schnellen Schritten. Dann stand Clara in der Tür. „Du hier?“ „Ja, ... Abschiednehmen.“

Sie musterte ihn mit schmalen Augen und Lippen. „Ich will sie frisch machen. Die Beisetzung ist in zwei Stunden.“

5 Beisetzung

Auf dem Friedhofshügel stoppte die Gemeinde. Die Frauen drängten sich zwischen die verharrenden Männer.

Die Glocken läuteten. Die zähe Menge teilte sich erst, als Ewald und Onkel Daniel sie anstießen und schoben. Dann starrte Louis auf den Sarg, der in die Grube herabsank.

Der Pastor hob die Arme:

„Purpurlippen, Rosenwangen,
das Augenpaar wie heller Morgenglanz“

„Scht“, machte der alte Arzt. „Still!“

Doch der Hirte sprach weiter:

„... verblüh'n wie Knospen, gestern aufgegangen,
und fallen ab gleich einem Totentanz.“

Die Menge schwieg. Louis sah sich um. Zu seiner Rechten stand die Mutter, neben ihr Friedrich, beide steif wie ein Stock. Auf der anderen Seite ließen der Vater, Ed und Con sowie der Blondzopf die Köpfe hängen. Hinter ihm blieb Louis' Blick an einer jungen Frau hängen, die ein Kleinkind trug. Früher hatte sie das dicke, braune Haar nur locker zurückgesteckt getragen. Nun klebte es streng gescheitelt an ihrem Kopf. Er lächelte und blickte er an ihr vorbei. Wo war ihr Ehemann, der Optiker? Er ließ sie doch jetzt nicht allein? Louis wand sich rechts und links herum, aber fand ihn nicht. Ihr Blick schien besorgt, der Mund zusammengezogen.

Da bekam er einen Stoß in die Rippen und sah wieder nach vorn. Constantin schüttete eine Schippe Erde auf den Sarg.

„Du bist dran“, flüsterte Ewald.

Erneut hob der Pastor an: „Wie oftmals ist die Jugend unterlegen im heißen Kampfe mit der Sinneslust.“

Louis hielt inne. „Mach!“ zischte Ewald.

„Fiel auf die Eltern da nicht größ'rer Kummer, als bei des Kindes frühem Todesschlummer?“

Louis gehorchte und trat dann zurück: „Wen meint er?“

„Sich selbst“, raunte Ewald. „Weißt du doch.“

„Er meint mich.“

„Unsinn.“

„... oder Adeline?“

„Du spinnst. Kennst ihn doch. Gehen wir zurück“, entschied Ewald und zog Louis und Onkel Daniel mit.

„Tut mir so leid.“ Eine junge Frau mit Madonnenscheitel und dunklen Korkenzieherlocken trat mitleidigen Blicks auf ihn zu.

„Charlotte, Reinholds Frau“, raunte Ewald.

Tatsächlich hatte ihrer beider Freund Reinhold Rütgers der Madonna den Arm gereicht. „Wenn wir eine Tochter bekommen, nennen wir sie Adeline.“

Als die Glocken verstummten, löste sich die Menge auf wie Rauch im Wind. Louis ging wie auf Watte. Vielleicht hatte er alles nur geträumt?

6 Der Vater

Louis warf ein Stück Butter in die Pfanne. Das Zischen übertönte das Gelächter der Straße. Er schlug zwei Eier hinein, streute Salz und Pfeffer darüber und sah zu, wie das Eiklar weiß wurde.

Die Doktorarbeit lag in seinem Zimmer. Dank an den Vater auf Seite drei. Nachdem er gegessen hatte, holte er ein Exemplar, wog es in seinen Händen. War es das wert? Die Beschreibung der Zungenoperation des Vaters anstelle seiner Idee, Anzeichen organischer Krankheiten in den Augen zu erkennen, die Zuckerharnkrankheit zum Beispiel, bevor er Ameisen anzog.

Vor der Tür zum väterlichen Arbeitszimmer blieb er stehen. Sein Herz hämmerte. Von drinnen kam das vertraute Räuspern. Er klopfte.

„Herein.“

Der Vater saß am Schreibtisch, die Stahlfeder in der Hand. Vor ihm lag ein Brief, die

Tinte glänzte noch. Daneben stand ein Glaskelch, gefüllt mit einem dunklen, zähflüssigen Stoff.

„Ich wollte dir danken.“ Louis legte die Dissertation auf den Tisch. „Für das Studium. Für alles.“

Der Vater nickte ohne aufzublicken.

Louis wartete. Draußen auf der Straße hörte er Gelächter, Die Gesellen des Schneiders Marcus saßen neben ihm auf der Bank vor ihrem uralten Fachwerkhaus und genossen ihre Pause. Das das Leben ging weiter.

„Wann gehst du auf Bildungsreise?“

„Ich dachte...“ Louis räusperte sich. „Ich war so lange fort. Und bei dir lerne ich doch genug.“

„Kein Platz. Ein Praktikant. Das genügt.“

Die Worte schlugen ein wie ein Komet. Louis griff nach der Stuhllehne. „Aber ich bin dein Sohn.“

„Und sie war meine Tochter.“

Stille. Louis horchte auf. Der Vater hob den Kopf, seine Augen waren schmal.

Louis zog den Brief aus der Brusttasche. „Sicher, Vater.“

Der Alte blickte wieder auf seine Papiere. „Alles wegen deiner Bäuerin. Erst willst du sie heiraten, und dann ist sie auch noch schwanger.“

„Aber was ...?“

„Du hast sie angestiftet!“

„Nein ... Wozu denn?“

„Seitdem war sie wie ausgewechselt.“

„Was hat denn das ...?“ Louis brach ab und entschied sich für ein besänftigenderes Thema. „Sieh mal.“ Er zog Adelines letzten Brief aus seiner Brusttasche. „Sie hat mir noch geschrieben. Die klare Schrift, keine Spur von Benommenheit.“

„Sie ist tot. Das genügt.“

„Aber warum ...?“ Louis' Stimme brach. „Mit der Kaltwassertherapie hättest du das Fieber ...“

„Sie hatte kein Fieber.“

Die Worte zerschnitten die Luft. Louis starrte den Vater an. Der Boden schwankte.

„Kein Fieber? Bei Nervenfieber? Aber Benommenheit?“

Der Vater nickte.

„Und Übelkeit und Durchfall?“

„Genug geredet. Such dir ein Gut in der Umgebung. Du bekommst es geschenkt wie deine Brüder.“

„Ich möchte im Dorf bleiben.“ flüsterte Louis. Er sank auf den Stuhl, die Stuhlbeine schabten über den Boden.

„Nicht angemessen. Und keine Frauensachen mehr. Die Medizin ist eine eifersüchtige Geliebte.“

Haltsuchend griff Louis nach dem Kelch. Die klebrige Flüssigkeit darin war dunkelrot, fast schwarz. Ein metallisch-modriger Geruch stieg ihm in die Nase. „Ist das ... Ihr ... Blut?“

Der Vater blickte ihn nur kurz an.

„Du warst doch immer gegen Aderlass.“

„Ich habe sie geliebt!“ Das Schreibzeug klirrte, als die Hand des Vaters auf dem Tisch landete. Louis sprang auf.

„Mehr als du je verstehen wirst!“ schrie der Vater.

„Aber die Streifen auf ihren Nägeln ... Das hab ich nur bei Gerbern ...“

Die Schublade knarrte, als er Vater sie aufzog und eine Klystierspritze herausholte.

„Wirklich alles in Ordnung bei dir?“

Das Kupfer glänzte. Louis starrte sie an und stolperte hinaus. An der Haustür wäre er beinahe mit einem jungen Mann zusammengeprallt. Später erinnerte er sich nur an blonde Locken und große blaue Augen.

„Ich bringe die Arzneien“, stammelte der Jüngling.

„Komm rein, Theo“, rief Clara aus der Küche.

Louis sah ihm nach. Im Nacken trug er einen altmodischen Zopf.

7 Bei den Baus

Vom de Leuwschen Wohnhaus führte die Chaussee links hinab zum früheren Stadttor, wo sich vier Wege trafen. Rechts winkte der Schneider ihm zu, aber Louis nickte nur kurz und wandte sich in die andere Richtung. Entlang des früheren Grabens stieg er zu Ewald und seiner Familie auf. Dort, an der Straße nach Düsseldorf, war Louis selbst geboren und mit Ewald aufgewachsen bis zu Adelines Geburt in seinem dreizehnten Lebensjahr. Da war er in seine Familie zurückgekehrt und in den im geradlinig-klassizistischen Stil neu erbauten „Hof von Holland“ gezogen, wo der Vater seine Praxis betrieb. Ewalds Familie wohnte in einem etwa eineinhalb Jahrzehnte älteren, prächtigen Fachwerkhaus, das oberhalb der Straße saß und weit über das Land bis fast zum Rhein blickte. Louis mochte die fächerförmig ausschwingende Treppe zum Portal mit ihrem verschnörkelte Geländer, die so einladend wirkte wie die Familie selbst war.

Sie saß davor auf der Terrasse beim Frühstück und lächelte dem Ankömmling zu. Louis kniete vor der alten Trintken nieder und hauchte einen Kuss auf ihren Handrücken. Sie summte das alte Lied von der ‚Macht der Liebe‘ und strich ihm ein Kreuz auf die Stirn. Louis atmete tief aus und sah sich um. Hier war alles wie gewohnt.

„Vivat!“ rief Ewald und hob sein Limonadenglas. „Deine Rückkehr wollen wir feiern!“ Louis verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln und ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Jetzt?“

Mathilde, Ewalds schöne, ältere Schwester, goss ihm Kaffee ein. Madonna hatte er sie genannt, als er 13 war und sie 18. Nun war sie 31, aber ihre Hand immer noch unberingt.

„Mathilde muss nicht heiraten“, sagte Ewald, der Louis Blick gefolgt war. „Sie hat ja mich.“

Ewald wollte auf keinen Fall heiraten. Louis nickte: „Ich hätte auch gern mit meiner

Schwester gelebt.“

Tante Trintken seufzte. „Es ist Hybris, jemanden für tot zu halten, nur weil du ihn nicht mehr sehen kannst.“

Louis nickte. Adelines Seele war nun bei Gott.

Doch die Tante zeigte an ihm vorbei zum Apfelbaum. „Dort sitzt sie und wartet, dass du ihr zuhörst.“

Louis sah zum Baum. Ja, vielleicht.

„Nun kannst du mich auch nicht sehen und würdest doch nicht sagen, dass ich weg sei.“

„Komm erst mal zur Ruh“, sagte Onkel Daniel.

Louis' Kehle zog sich zusammen. „Wie denn? Er will, dass ich auf Bildungsreise gehe, ein Vater“, sagte er.

Mathilde warf ihm einen mitfühlenden Blick zu, während sie ein Brot bestrich und ihm überreichte. „Erzähl.“

Stockend berichtete er, was ihn beschäftigte: Die viel zu vielen Bücher in Adelines Regal, das Fehlen der Schuhe, der Schlüssel außen in der Zimmertür, das fehlende Fieber und die Streifen auf ihren Fingernägeln, wie sie sich bei Arsenvergiftung bildeten. Und dann die Predigt des Pastors, die von Schuld sprach, nicht von Krankheit.

„Niemand ist ohne Schuld“, murmelte Ewald.

„Das ist schon seltsam“, sagte Mathilde.

„Unsinn“, widersprach der Onkel. „Das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren!“

Louis zog Adelines Brief aus der Brusttasche: „Sie nannte ihn Kreon.“

„Der Tyrann“, staunte Mathilde. „Im Frauenverein haben wir das Drama gespielt.“ Sie griff nach dem Papier. „Schöne Schrift. Aber nicht Adelines Unterschrift.“

„Sondern?“

„Antigone.“

„Die Königstochter, die sich Kreon widersetzte.“

„Ich dachte, sie wollte mir ihre Bildung zeigen“, sagte Louis. „Zu Nervenfieber passt das jedenfalls nicht.“

Eine Weile aßen sie schweigend. Dann fuhr er auf: „Ihr wisst etwas. Ihr alle wisst etwas.“

Ewald griff seinen Arm. „Hör auf.“ In der Stimme lag etwas, das er nicht einordnen konnte. Furcht? Oder Warnung?

„Unser Cousin ...“, begann Mathilde unsicher. Doch niemand hielt sie auf.

„Der Optiker?“ fragte Louis. „Von Brosy?“

„Adeline wollte nicht mehr in der Praxis deines Vaters zuschauen. Ich glaube, sie hatte auch einen Freund.“

„Wer?“

„Weiß ich nicht, aber dein Vater bat unseren Cousin, sie in der Optik auszubilden. Adeline war einverstanden. Sie wollte ja weiter lernen, um selber Augenärztin werden. Aber Rudolph war gar nicht begeistert. Sie war dann auch mehr bei seiner Frau und dem Kind.“

„Fanny!“

„Ja. Aber dann hat er sich bei Deinem Vater beschwert, und sie bekam Hausarrest.“

„Warum?“

„Sie hatte wohl die Lebensbeichte seiner Tante Antoinette, dass das adelige ‚von‘ in seinem Namen falsch war.“

„Die Gerüchte gibt es ja schon lange.“

„Ja, aber Antoinette von Brosy hat es vor ihrem Tod dem Pastor gestanden – schriftlich.“

„Und sie hat ihn erpresst? Damit er Fanny freigibt? Die Scheidung einreicht?“

„Damit ihr heiraten könnt. Fanny und du.“ Mathilde nickte. „Oder Wahnsinn. Rudolph war jedenfalls fuchsteufels-wütend.“

„Dann hat er ja ein Motiv“, murmelte Louis.

„Aber er würde ihr nie etwas tun, dem Schätzchen seines Gönners.“